

# Bis ans Ende der Welt.

Roman von Maximilian Böttcher.

(5. Fortsetzung.)  
4. Kapitel.

Der Oberst hatte an der hohen Klinge einen kapitalen Stock geschossen, nach dem von vorn — mit einem wahren Meisterschuss also; und da er in seiner Siegerlaune auf dem Heimweg nicht müde wurde, alle Phasen seines Abenteuers wieder und wieder bis ins kleinste hinein zu schildern, und da er dabei immerzu mit verlebten zwinternen Augen nach dem erbeuteten Gehörn des „braven Burschen“ schielte, das sich aus dem Rücksack des Führers herausschälte, so entging ihm seiner Tochter und des Oberleutnants Befangenheit gänzlich.

Über auch sonst schien ihm der morgendliche Birschgang ins Elmenthaler Revier durchaus nicht schlecht bekommen zu wollen. Er frühstückte mit dem Appetit eines ausgehungerten Wären und schlief nach dem Bade zwei volle Stunden wie ein Murmelthier, während der starke Kohlenäuregehalt des Wassers ihm bisher immer noch Blut und Nerven in erregte Schwingungen versetzte und mit Regelmäßigkeit jeden Schlummer von seinen Lidern fortgeschmeichelt hatte.

So plätscherte er denn auch förmlich in Begleitung, als ihm Professor Altdorf kurz vor dem Essen den „oberen Menschen“ gründlich besorgte und besopfte, und stimmte einen wahren Hymnus auf Liebesheilig an.

„Da ich hier nun noch auf die Jagd gehen kann, ist das Rest für mich ein leidenschaftliches Paradies, aus dem ich mich am liebsten überhaupt nicht wieder vertreiben ließe.“

„Um —“, machte der Professor, „forderte noch einmal in das an Rotenburger Herzgrube gedrückte Stethoskop hinein und sagte dann: „Die nächsten zwei, drei Tage aber wollen wir doch lieber hübsch zu Hause bleiben, und uns mit den Promenadenwegen begnügen. Man darf nichts übertreiben — besonders im Anfang nicht. Ihr Organismus muß sich erst wieder gewöhnen. Wenn's so weit ist, daß Sie zum zweiten Male mit der Bißsche losziehen können, sag' ich's Ihnen schon.“

„Nanu? Hat der Blutsack da drinnen die angebotene Rinderstrapaze etwa übelgenommen?“ brummte der Oberst.

„Nicht zu sehr. Aber Sie wissen ja: Vorsicht ist die Mutter aller Weisheit.“

Nach der Tafel nahm Altdorf Julia bei Seite und, indem er mit ihr unter den schattigen Bäumen des Seltersparks auf und nieder ging, sagte er ihr noch einmal ans Herz, nach seiner Abreise dem Oberst auf keinen Fall irgendwelche Extravaganzen zu gestatten. Er bereue es fast, zu dem Jagdausflug seine Zustimmung gegeben zu haben.

„Wollen Sie denn schon so bald wieder fort. Herr Professor?“ fragte Julia im Ton aufrichtigen Bedauerns.

„Wallemar sagte doch Vormittags, Sie würden vielleicht längere Zeit bleiben, ein wenig ausrasten, mindestens ein paar Wochen. Und ich war so froh darüber! Wenn ich Sie in erreichbarer Nähe weiß, hab' ich meine Furcht für Papa, fühl' ich mich vor meiner Sorge und Angst um ihn wie geborgen.“

Altdorf lächelte, wie es gleich einer warmen Welle in seiner Brust aufwallte. „Könn' ich dich erriegen,“ dachte er, „du liebes Mädchen, dich in meinen Armen, an meinem Herzen schützen und bergen vor aller Sorge und Angst des Lebens!“

Auf den ersten Blick hatte er gesehen mit seinen hellen Augen erpicht, daß der „Afritaner“ — wie man Borgstedt in Liebeszügen allgemein nannte — in Julia sich über beide Ohren verliebt war, und ein Gefühl heftiger Eifersucht hatte ihm sogleich die Freude des Wiedersehens getrübt, fast vergällt. Doch so scharf er auch Julia den ganzen Abend über beobachtet, darüber, ob sie des Leutnants Neigung erwiderte, hatte er sich durchaus nicht klar zu werden vermocht. Des Verliebten offensichtliche Galanterien hatte sie allerdings mit leiser Befangenheit entgegengenommen, war ihm aber andererseits so oft wie irgend möglich ausgewichen; und daß sie flüchtig erwidert war, als er von den vier Damen ihr allein eine purpurfarbene Rose geschenkt, auch das konnte als kein sicheres Zeichen, weder für noch wider, gedeutet werden. Heute bei Tisch aber hatte der Afritaner seine Courmacheri nicht fortgesetzt, nur dann und wann einmal, aus tiefem Grübeln, wie es schien, einen bekommenen Blick oder eine bedrückte Frage konventionellen Inhalts zu Julia über die Tafel hinübergeschickt. Irgend etwas mußte es zwischen den beiden gegeben haben, und da Borgstedt durchaus seine Siegermiene zeigte, hatte er sich vielleicht auch einen Storch geholt! Gerade so, wie Kommerzienrat Rirder, der nicht Abzuschredende, der sich

wie der Hotelwirth vorhin vertrat — für den Anfang der nächsten Woche eine ganze Zimmerflucht im Kurhaus bestellt hatte.

„Gewiß — es kann wohl sein, daß ich noch ein paar Tage bleibe“, antwortete der Professor nach kurzem Schweigen auf Julias Frage. „Eigentlich will' ich ja allerdings meinen Urlaub zu einer Wanderung durch den Thüringerwald und die hohe Rhön benützen, aber da es mir hier ganz gut gefällt — Er brach ab und schloß dann: „Ich bin, wie gesagt, selbst noch nicht mit mir einig. So ein wenig Stimmungswechsel ist ja wohl jeder einzelne von uns modernen Großstadtschöpsen.“

Er fühlte sich nicht gerade behaglich in seiner Rolle als Liebhaber eines schönen jungen Mädchens. Julia die Gour schmeiden, ihr Schmeicheleien sagen, wie ihm der Afritaner das gestern Abend so meisterhaft vorgebracht, nein, das brachte er nicht fertig, dazu war er doch zu alt mit seinen dreißigjährigen Jahren, obgleich er Leute kannte, die sich noch mit dreißigjährigen Brillant darauf verstanden. Aber auch wenn er noch zehn Jahre jünger gewesen wäre, hätte er diese schwere Kunst wohl kaum bewältigt. Ueberhaupt — es lag ihm nicht, dieses vorfichtige Herumgehen um eine Sache, Gerades und festen Schrittes los auf das gesteckte Ziel — so hatte er im Leben immer gehalten; und am liebsten hätte er auch jetzt zu Julia frei heraus gesprochen: „Ich bin hierhergekommen, Fräulein v. Rottenburg, um Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollen.“ Aber so rasch ging das wohl doch nicht. Ein wenig mußte er noch beobachten, prüfen, sondiren, wie er in unklaren Krankheitsfällen als Arzt zu thun gewohnt war. Auch da durste er ja nicht immer gleich die entscheidende Operation wagen.

Um aber nicht stumm neben Julia dahinzugehen, begann er wieder von der Krankheit des Obersten zu reden, ging dann auf Herzeleid im Allgemeinen über und war, ehe er sich's verlor, mit seiner Begleiterin in einem höchst angenehmen Gespräch über die Freuden und Leiden des Arztberufs; er spürte helles Sonnenlicht in sich und um sich, als er merkte, wie warm das Herz des geliebten Mädchens für die Märtyrerwelt der Kranken und Elenden schlug, wie vernünftige und zugleich hohe Gedanken über öffentliche Wohlthätigkeitspflege, über die Pflichten des Menschen gegen den Menschen hinter ihrer reinen weichen Stirn geschwimmert hatten. Weisern war ihr die Art moderner Gesellschaftsbändchen, die „sein Blut sehen“ können, und die sich mit grauenerregender Gänsehaut am liebsten die Ohren zuducken möchten, wenn von Noth und Tod die Rede ist.

Nach zwei Stunden währte die Unterhaltung der beiden, und sehr interessant und abwechslungsreich gestaltete sie sich; auch auf ihren Bruder kam Julia zu sprechen, fragte mit fast mütterlicher Besorgnis, die reißvoll zu ihrem ersten Wesen stimmte, ob Altdorf sich denn ein wenig auf den Flatterlopf verlassen könne, erhielt eine zwar unklare, aber immerhin beruhigende Antwort und tief, als es plötzlich vier Uhr schlug, ganz erstaunt: „Mein Gott! — so spät schon! Da ist ja höchste Zeit, daß ich Mama bei der Toilette helfe.“

Borgstedt aber hatte nun gleich vom ersten Tage an einen heftigen Groll auf den Professor. Hatte dieser ihm die Geliebte doch richtig während der ganzen allgemeinen Nachmittagschlummerstunde, in der einzig und allein ein ungehörtes Zusammensein möglich gewesen wäre, mit Beschlagnahme belegt.

Als man ihn am nächsten Tage nach dem Essen aber wieder unrettbar kalt stellte, steigerte sich der Groll seines heißhühligem Temperaments rasch zum eifersüchtigen Haß. Den Abend über entwiderte er alle Anisse und Schliche eines durchtriebener Detektivs, um Julia von der übrigen Gesellschaft wegzuloden, sie ein Viertelstündchen oder wenigstens ein paar Minuten für sich zu haben.

Vergeßlich. Der Oberst sagte mit ganz merkwürdiger Betonung: „Sie sehen ja heut eine wahre Hamletmiene auf, lieber Leutnant. Haben Sie Weilschmerz oder bereuen Sie, daß Sie nun schon zum dritten Male aus zu Liebe Ihren Abendstand haben schießen lassen?“ Dabei sandte der alte Herr seiner Tochter einen halb forschenden, halb warnenden Blick zu; und Julia reagierte natürlich nun erst recht mit keiner Miene aus des Verliebten verzweifelten Bemühungen, bewachte ihre gemessene Haltung so glänzend, wie ihr's so leicht keine andere mit einem klopfenden, jehnsuchtsvollen Herzen nachgemacht hätte.

Erst am nächsten Morgen, als sie allein und früher als gewöhnlich zum Brunnen ging, konnte Borgstedt, der schon eine Stunde auf der Lauer stand, sie stellen.

„Was will dieser Professor eigentlich von Ihnen?“ stieß er erregt hervor, kaum daß er Julia begrüßt hatte. „Er weicht den ganzen Tag nicht

von Ihrer Seite. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er sich um Sie bemüht, und ich bitte Sie —“

Vor dem erstaunten und verwirrten Blick, mit dem Julia ihn groß anstarrte, verblümmte er betreten.

„Wohin lassen Sie sich nur von Ihrer Leidenschaft treiben, Winfried?“ fragte sie nach einem kurzen Schweigen im Ton leisen Vorwurfs. „Was Professor Altdorf mit seinem Kopf voller Berufsfragen und seinem Herzen voller Nächstenliebe wohl nach jungen Mädchen fragt. Ich gebe ihm doch nichts, wenn wir uns eine Stunde unterhalten, er giebt doch höchstens mir, weilt mit den Blick für —“

„Oho“, rief die Leutnantin durch die Zähne, „das klingt ja schon äußerst bescheiden.“

Julia blieb stehen und zog mit der Spitze ihres Schirmes einen Strich in den Kreis des Promenadensteiges. „Ich habe Ihnen gestern gesagt, daß ich Sie lieb habe, Winfried“, sprach sie leise, kaum hörbar, und es wird mir schwer, Ihnen das in diesem Augenblick zu wiederholen.“ Ihre Brust hob sich in einem tiefen Athemzug, um ihren Mund prägte sich ein Ausdruck der Entschlossenheit, fast der Herbeiz aus. „Gehet selbst den Fall, Professor Altdorf interessiert sich für mich — was auszusprechen oder nur zu denkenbarer Unstimmigkeit — wie kann Sie das überhaupt betreffen, einen Tag, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß ich Sie liebe?“

Borgstedt zuckelte die Stirn und streifte Julia mit einem glühenden, fast drohenden Blick seiner dunklen Augen. „Wer liebt, ist auch eifersüchtig“, murmelte er. „Und je größer die Liebe, desto größer die Eifersucht. Ich bin auf jeden eifersüchtig, der sich ein Anrecht an Sie anmaßt. Ich bin eifersüchtig auf jedes Wort, jeden Blick, den Sie an einen anderen veranschauen. Als Ihr Bruder gestern Abend Ihre Hand nahm, sie eine Weile in der seinen hielt, hätt' ich ihn am Arm packen, ihn wegreißen mögen von Ihrer Seite.“

Julia schüttelte wieder den Kopf und ging dann mit einem Seufzer langsam weiter. „Das ist nicht Liebe, das ist Leidenschaft, unvernünftige Leidenschaft“, hauchte sie tonlos. „Und ein wenig lauter sagte sie hinzu: „Lieben heißt, dem Geliebten jedes Glück, jede Freude gönnen, sich mit ihm freuen, mit ihm glücklich sein. Und lieben heißt vor allem vertrauen!“

Der Leutnant biß sich auf die Lippen. „Vertrauen!“ stieß er dann hervor: „Gut; wir können ja die Probe auf das Exempel machen. Mit Fräulein v. Schlieben. Ich kann mich ja einmal wieder eine Weile dem armen Ding widmen, das sich ohnehin kaum noch in unserer Gesellschaft setzen läßt, seit es gemerkt hat.“ Er stieß seinen Stock in den Sand und brach ab.

„Bitte“, antwortete Julia ruhig, „wenn es Ihnen Freude macht, ein unglückliches Mädchen mit Hoffnungen zu verwirren, mit Enttäuschungen zu quälen —“

„Nicht die Schlieben will ich quälen“, fiel ihr Borgstedt ins Wort. „Nur um Ihnen zu vergelten, was ich leide, wenn Sie Stunden- und Stundenlang mit dem Professor —“

Julia zuckelte die Brauen. „Es wird besser sein, wir brechen unsere Unterhaltung jetzt ab, Winfried. Nur das eine möcht' ich Ihnen noch sagen: von dem Frohsinn, das ich mir von meinem Braustand erhofft habe, haben Sie sich bisher, wenig empfinden lassen. Ich kann mir nicht denken, daß wir auf diese Weise zu unserem Glücke gelangen.“ Mit einem forschenden Blick sah sie die Strafe entfangen, auf der sich nun hier und da ein vereinzelter Augenblick zeigte. „Dort kommt eben mein Bruder. Wir wollen ihm entgegengehen.“

Für Julia waren die wenigen Stunden, die sie mit Altdorf verplaudert hatte, Quellen reiner, ungetrübter Genusses gewesen. Welche Klugheit, welche Seelengröße, welche Begeisterungsfähigkeit lebte in diesem Mann! Und Julia, die nie eine verzehrendegedende Lehrerin besessen, hatte begriffen, wie es möglich war, daß die Studenten ihrer Heimathstadt mit so großer Liebe und Bewunderung an dem Professor hingen, daß sie vor Jahresfrist, als die Universität Berlin einen ehrenvollen Ruf an ihn hatte ergeben lassen, alle ein Mann in einem impotenten Nadelzug vor sein Haus gezogen und nicht wieder dazugegangen waren, bis er ihnen sein Weibchen in einer kurzen, humoristisch-fierlichen Rede verprochen hatte.

Julia war es als etwas ganz Selbstverständliches erschienen, daß dieser Mann, der völlig aufging im Dienst der leidenden Menschheit, zum Betratnen weder Ruhe noch Neigung fand. Ueber diesen Punkt, mit dem sich die Phantasie der Frauen sonst so gern beschäftigt, hatte es gar kein Nachdenken für sie gegeben.

Nun aber, da Borgstedt seine eifersüchtigen, verhänglichen Worte zu ihr gesprochen, sagte sie sich doch: „Weshalb soll nicht auch er seinen Anteil am Liebesglück suchen wollen? Es ist doch Bestimmung der Natur, daß der Mann sich zum Weibe stellt!“

Und dann versetzte sich auch Wallemar, der an einem der nächsten Vormittage einen früheren Regimentskameraden traf, mit dem er sich bei einem solennen Frühstücksgespräch, zu allerhand andeutungsreichen Reden.

„Schwesternchen, Schwesternchen — ich glaube, es giebt einen, der sich sehr für Dich interessirt. Einen Mann, der Dich sicher glücklich machen würde, und der es, weiß Gott, verdient, von Dir glücklich gemacht zu werden. Ein Mann — ich sage Dir, Schwesternchen, wie Du keinen Besseren, Edleren, Hochherzigeren kriegen könntest.“

Und in dem langsamsten Kaust, in dem seine Seele schwamm, schwahte er rührselig aus, aus welcher fatalen Klemme ihm der Professor noch vor wenigen Tagen herausgeholfen.

Von da an war es natürlich mit Julias Unbefangenheit gänzlich vorbei. Schon das allein, daß sie sich für den leichtfertigen Bruder schämte und doch nicht Mittel und Wege ergreifen konnte, die große Schuld abzutragen, machte sie bekommen, lezte wie ein Druck auf ihr ganzes Wesen. Und die anfangs so lebhaften Lippen und hat; sie bitter leid ihr's auch that, die anregungsbeholden Stunden, die sie an seiner Seite durchlebte, nun schon wieder verlieren zu müssen.

Eine Woche etwa mochte hingegangen sein — Rirder war inzwischen eingetroffen und machte mit einem Schimmelviereckgen Sentation — als der Oberleutnant, dessen „Hamletmiene“ von Tag zu Tag düsterner geworden war, eines Mittags bei der Tafel wieder in seiner alten starrsten Probalenart, gegen Herrn und Frau v. Rottenburg von begabender Lebenswürdigkeit war und auch mit Galanterien gegen Julia nicht kargte. Und beim Aufstehen küßte er ihr zu: „Wichtige Neuigkeiten! Bitte — Rosenlaube im italienischen Garten.“

Wie schon Tags zuvor, hatte Altdorf sich auch heute wieder gleich nach Tisch in sein Zimmer zurückgezogen, um einen dringenden Brief zu schreiben, wie er dem Obersten gesagt. „Es liegen zwei neue, ziemlich komplizierte Fälle in meiner Privatklinik vor. Mein Assistent scheint nicht allein mit ihnen fertig zu werden, und ich werde wohl morgen, spätestens übermorgen, wieder heimwärts dampfen.“

Vor ihm war Julia also sicher. Und vor ihren Eltern, die ihr Mittagsschlafchen hielten, und vor Wallemar, der mit zwei hübschen Schottinnen Tennis spielte, ebenfalls. Und doch fühlte sie sich trotz aller abgerufenen Ermattung, was der Geliebte ihr wohl so Wichtiges mitzutheilen hätte, peinlich unbehaglich, als sie mit einem Buch in der Hand zu dem von Borgstedt besetzten Plätzchen ging. Ihrer christlichen, geraden Natur lag das Versteckspiel nicht. Es gab wohl Menschen, die in verborgenen Händelrücken und verborgenen Blicken der „heimlichen Liebe“ höchstes Glück sahen. Wochten sie. Sie war eben anders geartet. Sie fühlte sich unwohl, und mehr darum, als um des beruhigenden Gefühls der sicheren Gewissheit willen, ersehnte sie die Stunde, in der sie sich frei und offen vor aller Welt als Borgstedts Braut würde bezeichnen dürfen.

Im Eingang der unter Ulmen halb versteckten Rosenlaube, einem wahren Gedicht aus duftigen, hellroten Blüten, stand der Oberleutnant in seinem weichen Anzug auf Pöten. Stürmisch ergriff er Julia bei den Händen, zog sie in seine Arme und küßte sie heiß und verzehrend trotz ihres Widerstrebens.

„Du Liebe, Du Einzige! Nun steht unserm Glück nichts mehr im Wege. Noch heute halte ich bei Deinem Vater um Deine Hand an.“

Mit freierem Aufathmen, als sie eine Last von ihrer Brust, lehnte Julia ihren Kopf an Borgstedts Schulter. Ueber ihr Gesicht glitt ein befeuchtetes Lächeln — einen Herzschlag lang.

„Gott sei gelobt!“ wollte sie schon ausrufen, da fiel ihr ein, daß sie ja noch gar nicht wußte, auf welche Weise das Hinderniß der Armuth zwischen ihr und Borgstedt weggeräumt oder ihre Verbindung sonst möglich gemacht sei. Sofort war auch wieder der nagende Zweifel da. Sie konnte es sich selbst nicht erklären, moher er kam, aber sie hatte keinen rechten Glauben an ihr Glück, an die Erfüllung ihrer Hoffnungen, hatte ihn völlig und uneingeschränkt noch zu seiner Stunde gehabt.

So sah sie Borgstedt, der immer noch ihre Hände hielt, mit einem forschenden Blick in die Augen und fragte: „Wollen Sie mir nicht sagen, Winfried, was geschehen ist, was Sie auf einmal so siegesgewiß macht?“

Borgstedt zog sie neben sich auf die Bank und nahm, ohne sie dabei aus seinem Arm zu lassen, einen Brief aus der Tasche. „Einer meiner Freunde“, sagte er, „der dem Namen nach Ihnen bekannt sein wird, Graf Labr, an den ich gleich nach unserer Aussprache geschrieben habe, ist bereit, mir die erforderliche Heirathsstation mit sechzigtausend Mark in mündelsicheren, vierprozentigen Pfandbriefen zur Verfügung zu stellen.“

Julia warf einen flüchtigen Blick auf die großzügigen, edigen Buchstaben des Briefes, ohne ihn doch an sich zu nehmen oder eine Zeile davon zu lesen, und sagte dann betreten: „Aber Ihr Freund kann Ihnen das Geld doch nicht schenken wollen? Das wäre doch —“

„Natürlich nicht!“ fiel ihr der Oberleutnant ins Wort. „Das würde ich auch gar nicht annehmen. Er giebt mir die sechzigtausend Mark einfach in Verwahrung. Selbstverständlich zahl' ich ihm alle halbe Jahre pünktlich seine

Rufen. Aber ich hab' das Geld doch, ich kann es doch, wenn ich den Heirathskonjens beantrage, vorlegen.“

Julia starrte unter leicht zusammengezogenen Brauen auf eine Rosenranke, die im Sommerwinde schaukelnd auf und nieder wippte, und erwiderte kein Wort.

Borgstedt streifte ihr felsam verschlossenes Gesicht mit einem flüchtigen Blick und sprach dann in einem burlesken, fast komischen, aber doch freilich nicht ganz verbergen konnte, weiter: „Gewiß — das Verfahren ist ja nicht unbedingt korrekt. Aber wenn unsere Vorlesungen uns von allen Seiten durch Vorschriften und Reglements knebelt, dann bleibt uns ja schließlich nichts weiter übrig, als daß wir mit List durch die Straide und Fesseln zu schlüpfen suchen.“ Er führte Julias Hand, die merkwürdig kalt und schlaff in der seinen lag, an die Lippen und bat: „Es geht doch um unser Glück! Was thun, was wagen andere nicht um solchen Preis!“ — Sie sagten mir doch auch, daß Sie sich gern in unferer Ehe bescheiden würden. Und wenn wir meine Mutter zu uns nehmen, einen gemeinsamen Hausstand führen, werden wir uns nicht einmal allzusehr einzuschränken brauchen. Meiner Mutter Vermögen —“

(Fortsetzung folgt.)

Nach Adam Riese.

So sagen wir zur Befräftigung der Richtigkeit einer Rechnung. Und dieses Sprichwort hat in vielen die Meinung hervorgerufen, daß Adam Riese ein berühmter und sehr bedeutender Rechenkünstler gewesen sei. Das ist indessen weit gefehlt. Adam Riese mag immerhin ein tüchtiger Rechner gewesen sein, ein besonderer Meister in seiner Kunst war er keineswegs, wenigstens nicht nach unserem Begriffe. Er war vielmehr ein anderer Verdienst, als daß er mehrere Lehrbücher des Rechnens herausgab, die weit verbreitet waren und deren Einführung sich ungemein lange erhalten hat.

Wir wissen von den näheren Lebensumständen des Rechenmeisters Adam Riese recht wenig Authententisches. Sein Name wird abwechselnd Ries, Riese und Riese geschrieben, und man war sogar lange im Zweifel, ob hinter diesen verschiedenen Schreibarten nicht gar verschiedene Persönlichkeiten zu suchen sind, doch hat man sich schließlich dahin entschieden, daß nur ein Rechenmeister dieses Namens gelebt hat, der im Jahre 1492 in Staffelsheim bei Bamberg das Licht der Natur erblickte, vermuthlich armer Bauersleute Kind war, aber auf seiner Wanderschaft auch im Jahre 1522 nach Erfurt kam und dort als Rechenmeister gewirkt hat, das heißt als Schulmeister in der Rechenkunst. Von dort aus kam er ein paar Jahre später nach Annaberg, wo er ebenfalls als Rechenmeister thätig war, nebenbei aber auch später als Vergewaltiger an Anstellung erhielt. In Annaberg starb er denn auch am 30. März 1569. Es fand also dieser Tage 350 Jahre seit seinem Tode verflossen, weshalb sei ihm dieses Gedenkblatt gewidmet.

Schon in Erfurt hatte Adam Riese im Jahre 1518 sein erstes Rechenbuch: „Rechnung auf der Linnen“ erscheinen lassen, und man hat lange dieses Büchlein, von dem noch ein paar Exemplare — so eins auf der Universitätsbibliothek in Leipzig — existiren, für das erste praktische Lehrbuch der Rechenkunst überhaupt gehalten. Wäre das der Fall gewesen, so wäre immerhin die Verdrängtheit Adam Rieses eine vollkommen gerechtfertigt, denn er wäre somit ein Pfaffenfinder gewesen.

Es hat sich aber in jüngster Zeit herausgestellt, daß bereits vor Adam Rieses Lehrbuch ein ähnliches Werkchen im Jahre 1510 erschien, das dem vermuthlich fingirten Autornamen Hans Verner aufwies. Ja, Adam Riese ist sogar vor dem Vorwurf des Plagiats nicht ganz sicher gewesen, denn zwischen dem Vernerischen Rechenbüchlein und dem seinigen sind verschiedene Ähnlichkeiten, die es als sicher erscheinen lassen; daß Riese das Büchlein seines Vorgängers gekannt hat. Das ist allerdings für damalige Zeit keineswegs ein so schlimmer Vorwurf, wie er es heute wäre.

Riese hat dann noch später andere Rechenlehrbücher herausgegeben, so im Jahre 1533 das in Leipzig erschienene: „Ein gerechnet Büchlein auff den Schöffel, Eimer und Pfundgewicht“ sowie im Jahre 1550 seine „Rechnung nach der Länge auff der Liniden und Feder“. Und daß sich diese Rechenbüchlein Rieses bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein in Benutzung erhalten haben, beweist, daß sie sich als gut und praktisch für den Lehrgebrauch erweisen. Ja, sie waren noch im 17. Jahrhundert nahezu die einzigen Lehrbücher, die sich weiter Verbreitung erfreuten.

Adam Rieses Wirken scheint doch noch mehr gewesen zu sein für seine Zeit, als nur die Thätigkeit eines tüchtigen Lehramts. Mehr oder weniger scheint er der Erfinder oder doch der wirkliche Verbreiter einer Rechenlehre gewesen zu sein, auf der sich unsere ganze moderne Rechenkunst aufbaut. Man kannte bis dahin nur die mehr empirische Rechenkunst, die einzelne Rechenkünste lehrte und verbreitete, während wir in Rieses Rechenbü-

chern ein methodisches Rechnen finden, das unsere moderne Rechenkunst in den Anfängen darstellt.

Aber wenn wir von Rieses näheren Lebensumständen nur wenig Sicheres wissen, um so mehr hat sich die Sage und Anekdote seiner bemächtigt. So sollen zu ihm mancherlei Leute gekommen sein, die in rechnerischen Nöthen sich befanden und für die er oft eine ähnliche Thätigkeit entwickelte, wie in unserer Zeit etwa ein Arzt oder Rechtsanwalt.

So kam auch, wie man erzählt, zu ihm ein Beamter, der sagte: „Ich habe dreihundert Thaler jährlich, davon halte ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen; nun, lieber Adam Riese, mach mir die Rechnung, wie ich so am besten auskommen könnte.“ Adam Riese antwortete ihm: „Multiplizir's mit dem Gerichtsdienste, abdre dazu den Schuldthum und dividire alles durch den Heller! Dann hast du das richtige Fazit!“ Und der Beamte ging von dannen. Ein paar Jahre später wurde er geholt, weil er sich an fremden Geldern vergreifen hatte.

Will man dieselbe und ähnliche Geschichten, die man von Adam Riese erzählt, Glauben schenken, so verdient er wohl seinen Nachruhm und das Denkmal, das ihm 1893 in Annaberg gesetzt wurde, in vollem Maße.

Die Beschützer der Könige.

Mit Xavier Paoli ist ein Sicherheitsbeamter aus dem französischen Staatsdienste geschieden, dessen Laufbahn überaus reich an politischen Reminiscenzen war. Seit einer Generation lag ihm die oft schwierige Aufgabe ob, über das Leben jener gekrönten Häupter Europas zu wachen, die vorübergehend ihren Aufenthalt in Frankreich nahmen und zu kurzen Besuchen nach Paris kamen. Und wenn die Sorglosigkeit seiner Schutzbefohlenen keine Aufgabe sehr oft erschwerten, so hat es ihm doch andererseits auch nicht an Anerkennung für seine treuen Dienste gefehlt. Einen Beschützer der Könige hat ihn König Leopold von Belgien genannt, dem er ja oft genug bei den lustigen Fahrten nach Paris seine Dienste zu widmen hatte. Das Verdienst aber, diesen tüchtigen Beamten entdeckt zu haben, gebührt der verstorbenen Königin Victoria von England, die zum erstenmal bei einem längeren Aufenthalte in Versailles-Vains auf ihn aufmerksam wurde. Die Königin faßte ein solches Vertrauen zu ihm, daß sie ihn nicht als Beamten eines fremden Staates, sondern als persönlichen Diener und Rathgeber betrachtete. Vortrefflich kam dabei Xavier Paoli seine treffliche Ortskenntnis der Riviera zu statten, wo er die Bevölkerung und die Bevölkerung ihn gründlich kannte. Ein ganzes Museum von Autographen und zahllosen Notizen legt Zeugnis von der Dankbarkeit europäischer Monarchen gegenüber ihrem Beschützer ab. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und seine unglückliche Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth, König Edward, König Georg von Griechenland, der Zar und die Jarin, der König von Belgien und noch viele andere Staatsoberhäupter haben mit kostbaren Geschenken Xavier Paolis Dienste belohnt.

Das rüchhaltige Vertrauen, das Königin Victoria von England Paoli gegenüber an den Tag legte, wurde auch von ihrem Sohne, dem König Edward, getheilt. Als vor ungefähr zehn Jahren von einem Jungen ein Attentat auf den damaligen Prinzen von Wales auf dem Nordbahnhof in Brüssel verübt wurde, äußerte der Prinz: „Das hätte nicht passieren können, wenn Paoli dagewesen wäre!“ Erfordert schon der tägliche Umgang mit gekrönten Häuptern einen bis ins feinste ausgeübten Takt, der weit über die üblichen Qualitäten eines Detektivs hinausgeht, so gab Paoli auch außerordentlich Beweise von einem diplomatischen Geschie, um das ihn eigentlich viele heutige — Staatsmänner beneiden müßten. So liebte ihn eines Tages die Prinzessin Heinrich von Battenberg und ihre Tochter, die jetzt Königin von Spanien, zu der Kaiserin Eugenie zu Tisch bitten. Trotz dem sich Paoli durch die Einladung sehr geschmeichelt fühlte, war er doch genöthigt anzudeuten, daß er durch seine Eigenschaft als französischer Beamter in eine etwas belästigte Lage gerathen würde, wenn er mit der Kaiserin an einem Tische säße. Seine Gastgeberinnen aber beharrten auf der Einladung, und Paoli erhielt bei der Tafel seinen Platz zur Linken der Kaiserin. Im Laufe des Abends wandte er sich an die Wittve Napoleons III. mit der Frage: Glauben Eure Majestät, daß viele Beamte der französischen Republik Ihre Einladung annehmen könnten? „Glauben Sie, daß es viele Beamte der Republik gibt, die ich eingeladen hätte?“ war die für die Schlafartigkeit der Kaiserin charakteristische und für Paoli schmeichelfähige Antwort.

— Ein Riesenrest befindet sich in einem französischen Weinberge, der zu der Gemeinde Pompidon im Departement Lozere gehört. Er bedeckt einen Flächenraum von ungefähr 500 Quadratmeter. Seine Ernte beträgt im Jahre durchschnittlich 1870 bis 1890 Pfund Trauben, die nicht weniger als 130 Gallonen Wein ergeben.